

Nr. 44 November 2012

hastuzeit

die hallische Studierendenschaftszeitung



Liebe Leserinnen und Leser,

mit leichter Verspätung haltet Ihr nun das erste Heft des neuen Semesters in den Händen. Personell sieht es bei uns gerade etwas knapp aus, also: Falls Ihr Lust habt, beim Schreiben, Fotografieren, Zeichnen, Layouten mitzumachen: mittwochs 18.00 Uhr findet Ihr uns im Stura-Gebäude.

Kaum im Amt, muss der neue Studierendenrat auch schon hochschulpolitisch in die Vollen gehen, denn die Uni steht finanziell unter Druck, weswegen schon ab dem kommenden Jahr Stellen gestrichen werden könnten. Die Landesregierung, oder zumindest der Finanzminister, hat damit kein Problem. Mehr dazu erfahrt Ihr auf den ersten Seiten unseres hastuUni-Teils. Eine weitere Baustelle ist das Semesterticket, das nach Vorstellungen der HAVAG deutlich teurer werden soll. Was ist Eure Meinung dazu? Würdet Ihr, wenn es bei den Verhandlungen hart auf hart

kommt, lieber ganz darauf verzichten? Oder wäre Euch ein Vollticket lieber, nach dem Motto: alle fahren, alle zahlen, gesamtes MDV-Gebiet?

Nachdem Caro in den vergangenen Heften skurrile Unisport-Angebote für Euch getestet hat, ist sie jetzt unsere Außenreporterin in Newcastle. Wo Unisport, gar nicht »quirky«, eine viel wichtigere Rolle als an unserer Uni spielt. Und auch sonst haben wir, von Broder bis BDSM, von muslimischen Dichtern zu studentischen Galerien, wieder einen bunten Strauß von allem, was Euch so abseits des Campus interessieren und begeistern könnte, versammelt. Sagt uns, wie es Euch gefallen hat.

Mit den besten Empfehlungen

Konrad und Chris

Impressum

hastuzeit, die hallische Studierendenschaftszeitschrift, wird herausgegeben von der Studierendenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und erscheint in der Regel dreimal im Semester während der Vorlesungszeit.

Chefredaktion: Konrad Dieterich (verantwortlich), Christian Schoen

Redaktion: Ricarda Baer, Caroline Bünning, Konrad Dieterich, Alisha Führer, Christine Klose, Johanna Sommer

freie Mitarbeit: Frank Röller, Tobias Schulz, Clemens Heinemann

Layout: Tom Leonhardt, Konrad Dieterich, Christian Schoen

Titelbild: Christian Schoen

Lektorat: Konrad Dieterich, Christine Klose, Christian Schoen, Kristina Wilke

Anschrift: *hastuzeit*, c/o Studierendenrat der MLU, Universitätsplatz 7, 06108 Halle

E-Mail: redaktion@hastuzeit.de

Website: www.hastuzeit.de

Druck: Druckerei & DTP-Studio H. Berthold, Äußere Hordorfer Straße 1, 06114 Halle (Saale)
Der Umwelt zuliebe gedruckt auf Recyclingpapier.

Auflage: 4000 Stück

Redaktionsschluss: 14. November 2012

hastuzeit versteht sich als Mitmachmedium.

Über Leserbriefe, Anregungen und Beiträge freuen wir uns sehr. Bei Leserbriefen behalten wir uns sinnwahrende Kürzungen vor. Anonyme Einsendungen werden nicht ernst genommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt *hastuzeit* keine Haftung. Neue Mitglieder sind der Redaktion herzlich willkommen. Sitzungen finden in der Regel mittwochs um 18.00 Uhr im Gebäude des Stura (Anschrift siehe oben) statt und sind öffentlich. Während der vorlesungsfreien Zeit finden die Sitzungen unregelmäßig statt.

Inhaltsverzeichnis

02 Editorial – Das Wort zum Heft



hastuUni

- 04 »Vorausseilende Kürzungen« – Aktionsbündnis gegen Stellenstreichungen
- 06 »Wenn es so schlimm ist, dann müsst ihr eben gehen« – Jens Bullerjahn im Gespräch
- 08 Eine Ära geht zu Ende – Übergangslösungen für Magister und Diplom
- 10 Studium und Politik – Ein (un-)möglicher Spagat? – Zwei Studentinnen in der Landespolitik
- 12 »Schraube ohne Ende?« – »Kein Kommentar!« – Verhandlungen zum Semesterticket



hastuPause

- 13 »Sirius Slander« – Ein Comic von Justin Guenet
- 14 Mit dem Fahrrad durch die Stadt – Radfahrer brauchen mehr Raum
- 15 »Was gesagt werden muss« – Henryk M. Broder zu Gast in Halle
- 16 Die fünf Säulen des I,Slams – Interview mit den Machern des muslimischen Poetry Slams
- 18 Im Mutterland des Fußballs – Unisport in Newcastle
- 20 Sex mal anders – Klischee und Wirklichkeit im BDSM
- 22 »Wild Blood« – Releasekonzert von »Cocoon Fire«
- 23 Pinnwand – Was sonst noch wichtig ist

»Vorausseilende Kürzungen«

Um das millionenschwere Defizit der MLU in den Griff zu bekommen, plant das Rektorat Stellenstreichungen. Dagegen hat sich ein Aktionsbündnis aus Studierenden und Mitarbeitern gebildet.

Als die Sondersitzung im Hallischen Saal beginnen sollte, stauten sich die Besucherinnen und Besucher noch bis ins Treppenhaus hinein. Lange war keine Sitzung des Akademischen Senats auf so viel Interesse bei Studierenden und Beschäftigten der Uni gestoßen wie am 10. Oktober. Was war geschehen?

Dass die Martin-Luther-Universität finanziell kaum über die Runden kommt, ist kein Geheimnis und zeigt sich an vielen Instituten auch im Lehrbetrieb, wo Mitarbeiterstellen und studentische Hilfskraftstellen halbiert und gevierteilt werden. Oft sind diese Beschäftigungsverhältnisse semesterweise befristet, mitunter werden sie gar erst nach Beginn der Vorlesungszeit vergeben. Als weiterer Notnagel werden Lehraufträge erteilt, eine Art akademischer Scheinselbständigkeit.

Für die Verteilung der Stellen und Mittel in den Fakultäten sind die Dekane verantwortlich, und diese wandten sich Anfang Juli in einem gemeinsamen, sichtbar empörten Brief an Rektor Udo Sträter: »Substantiell unterfinanziert« seien die Fakultäten. Nach über einem Jahr der Diskussionen liege immer noch kein Konzept zur Umstrukturierung der Universität vor, zugleich würden aber »im Zentralen Bereich der MLU massiv Einstellungen vorgenommen, die ... zu Lasten von Lehre und Forschung, insbesondere zu Lasten der Studierenden gehen.« Ihren Forderungen nach einem Konzept zur Umstrukturi-

erung schloss sich der Senat einige Tage später an und beauftragte das Rektorat, bis Ende September zu konkretisieren, wie und wo an der Universität umgebaut und gespart werden soll.

Das Ergebnis war, in all seiner Unbestimmtheit, wenig überraschend und führte doch zu erbitterten Reaktionen. Schließlich fehlen der Universität laut Haushaltsplänen jährlich ca. 6 Millionen Euro, für 2012 steht sie mit 6,7 Millionen in den roten Zahlen. Doch dieses Defizit bezieht sich nur auf den Status quo, den aktuellen Haushaltsplan. Für eine »bedarfsgerechte« Finanzierung würde die Universität nach eigenen Berechnungen weitere 7 Millionen Euro benötigen.

Bislang ließen sich die jährlichen Haushaltslöcher noch stopfen, bis 2009 durch Rücklagen und Ausgabenreste, seither durch Bundesmittel aus dem »Hochschulpakt 2020«. Dafür ist der Bundeszuschuss aber nicht gedacht, vielmehr soll die Universität damit zusätzliche Studienplätze ausstatten, also vor allem zusätzliches Lehrpersonal beschäftigen. Immerhin hat die Martin-Luther-Universität gegenwärtig ca. 20 000 Studierende, bekommt aber vom Land nur Geld für 13 700 Studienplätze.

Kurz gefasst lautete die Antwort des Rektors, dass bis 2019 insgesamt ca. 100 Professoren- und Mitarbeiterstellen wegfallen müssten. Konkrete Einsparvorschläge könne man nicht anbieten, weil diese Stellenstreichungen



die Struktur der Universität beeinträchtigen würden. Zunächst müsse die MLU ihr künftiges Profil bestimmen; die Empfehlungen des vom Land beauftragten Wissenschaftsrats sollen indes erst Mitte 2013 vorliegen. (»So viel Zukunft, so wenig Zeit«, *hastuzeit* Nr. 40, Januar 2012)

Grund für die lebhafteste Debatte waren nicht nur die über 200 Zuhörerinnen und Zuhörer oder der vehemente Widerspruch aus den Senatsgruppen der Studierenden und Mitarbeiter, auch die Gruppe der Professoren war sich keineswegs einig. Immerhin dürften von einem Stellenabbau vor allem die Sozial- und Geisteswissenschaften betroffen sein. Gerüchte über konkrete Institutsschließungen kursieren bereits seit Monaten: Nach Informationen des Personalrats stehen Psychologie, Soziologie und Medien- und Kommunikationswissenschaften zur Diskussion. Im Namen der studentischen Senatoren mutmaßte auch Richard Schmidt, dass Rektorat und Dekane sich schon auf konkrete Professuren geeinigt haben könnten, was Rektor Sträter umgehend dementierte. Gerade an Instituten der Philosophischen Fakultäten ist das Betreuungsverhältnis jedoch schon heute so knapp bemessen, dass weitere Streichungen die Existenz der betroffenen Fächer zweifellos gefährden.

Darüber hinaus schlossen sich unter anderem Professor Hans-Joachim Solms (PhilFak II) und der ehemalige Rektor Wilfried Grecksch der prinzipiellen Kritik von Studierenden- und Personalvertretern an: Nach Lage der Dinge würden die Kürzungen eher planlos verlaufen, nämlich dort, wo aus Altersgründen Professorenstellen frei würden. Und noch grundsätzlicher: Vorauseilende Kürzungspläne sendeten ein falsches Signal an die Landespolitik, die Erfahrung aus früheren Jahren zeige, dass die Universität sich damit keineswegs mehr Spielraum bei den anstehenden Verhandlungen schaffe.

Schon vor der Sondersitzung des Akademischen Senats hatten sich Studierendenrat, Personalrat, hochschul-

nahe Gewerkschaften und einige politische Hochschulgruppen zum »Aktionsbündnis MLU – Perspektiven gestalten« zusammengeschlossen. Auf gemeinsamen Treffen tauschen sie Informationen und Meinungen aus und entwickeln gemeinsame Forderungen und Protestaktionen. Dem Bündnis sind seither unter anderem mehrere Fachschaftsräte beigetreten, wobei insbesondere der Fachschaftsrat Wirtschaftswissenschaften Wert darauf legt, dass durch Protestaktionen keine Lehrveranstaltungen beeinträchtigt werden. Der Studierendenrat hat die aktuelle Lage zum Anlass genommen, den schlummernden Arbeitskreis Protest wiederzubeleben. Darüber hinaus sollen Referenten für Hochschul- und Bildungspolitik sich im Auftrag des Stura über die aktuellen Diskussionen auf dem Laufenden halten.

Auf öffentlichen Veranstaltungen und mit seiner Facebookseite hält das Aktionsbündnis alle Interessierten auf dem Laufenden. Zuletzt hat es, nach Redaktionsschluss, am 22. November zu einem offenen Treffen eingeladen, wo unter anderem auch kreative öffentliche Aktionen geplant werden sollten, etwa ein »Bildungs-Monopoly« auf dem Uniplatz.

In einem ersten Schritt möchte das Aktionsbündnis erreichen, dass der Senat auf seiner Sitzung am 12. Dezember die Abbaupläne nicht weiter konkretisiert und so keine vollendeten Tatsachen schafft. Stattdessen soll im kommenden Jahr eine Profildiskussion an der Universität geführt werden, nicht unter finanziellen, sondern unter inhaltlichen Gesichtspunkten. Außerdem fordern die beteiligten Gruppen, dass die Zukunftspläne der Uni transparent und demokratisch erarbeitet werden und die Interessen der Studierenden und Beschäftigten in der Diskussion angemessen zu Wort kommen.

Text: Konrad Dieterich

Foto: Tobias Grasse

www.facebook.com/AktionsbueundnisMLU



»Wenn es so schlimm ist, dann müsst ihr eben gehen.«

Jens Bullerjahn ist gebürtiger Hallenser und seit 1989 für die SPD tätig. 1990 wurde er Mitglied im Landtag von Sachsen-Anhalt. Seit 2006 ist er als stellvertretender Ministerpräsident und Finanzminister aktiv. Mit der *hastuzeit* sprach er über die geplanten Kürzungen an der MLU.

Welche Ziele haben Sie sich vorgenommen, als Sie das Amt des Finanzministers angetreten haben, und welche haben Sie bis jetzt erreicht?

Das erste Ziel war, in Sachsen-Anhalt einen ausgeglichenen Landeshaushalt zu schaffen, ohne neue Schulden. Wir wollten für Zeiten vorsorgen, in denen das Wirtschaftswachstum schwächer wird, und dabei eine Investitionsplanung vornehmen, die beinhaltet, dass wir in den öffentlichen Strukturen bis 2020 eine grundsätzliche Sanierung abgeschlossen haben. Bis jetzt hatten wir schon mehrere Haushalte ohne Schulden erreicht. Wir haben Strukturanpassungen beim Personal vorgenommen und Programme wie STARK III begonnen. Außerdem haben wir mit den Kommunen über neue Finanzierungsstrukturen für die Hochschulen gesprochen. Die jetzige Schuldenlast von Sachsen-Anhalt liegt bei rund 21 Milliarden. Das Geld des Haushaltes wandert grob gesagt zu 1/4 in das Personal, 1/12 geht in die Zinsen, 25 % erhalten die Kommunen, und es wird für Investitionen verwendet. Rund 530 Millionen gehen in die Hochschulen und Kliniken.

Denken Sie, dass die Studenten an der MLU unter guten Bedingungen studieren?

Ich denke, dass wir sehr gute Studienbedingungen haben. Es wird eine permanente Diskussion zwischen der Wirtschaft, den Fachhochschulen und Universitäten bleiben: Wie viel kriegt jeder Bereich? Viele haben den Anspruch, immer mehr zu bekommen, aber da kann ich nur darauf hinweisen, dass das immer eine Frage der Schwerpunktsetzung ist. Ich würde mir wünschen, dass mehr Studierende anschließend auch hier im Land bleiben, wo die Bedingungen in der Wirtschaft und bei den Arbeitsplätzen besser werden.

2006 wurden der MLU 14,7 Millionen Euro gestrichen mit der Begründung, dass die Studierendenzahlen abnehmen werden und 2008 einbrechen sollen. Die Gegenwart zeigt uns das Gegenteil, und nun sollen der MLU wieder 6 Millionen Euro gestrichen werden.

Man muss sich den Gegebenheiten anpassen, wie es alle anderen auch machen. Die Studierendenzahlen werden nach einigen Jahren wieder abnehmen. Denn die Geburtenzahlen gehen stark zurück. Die doppelten Abiturjahrgänge der westdeutschen Länder werden ihr Studium absolviert haben. Die Hochschulen sind sehr gut ausfinanziert. Das Institut für Wirtschaftsförderung in Halle hat nachgewiesen, dass wir pro Kopf für die Studierenden sehr viel Geld ausgeben. Die Zielvereinbarung an den Hochschulen, auch das Geld, was für die Zukunft vorgesehen wird, wird nächstes Jahr diskutiert. Einen Vorschlag muss das Wissenschafts- und Wirtschaftsministerium jetzt vorlegen. Es wird Anpassungen geben müssen, in welchem Maße oder an welchen Hochschulen, das werden wir diskutieren. Die Zielvereinbarung ist aber 2014 neu zu beschließen. Seit 2006 werden die Universitäten durch den Hochschulpakt unterstützt. Wir bekommen einen Teil der aus unserer Sicht nicht notwendigen Hochschulplätze durch die anderen Länder finanziert. Wenn der Anteil der Studierenden dennoch weiter zunimmt, dann wird man über mehr Geld reden müssen.

Hendrik Lange (Linke) gab als Grund für die Behauptung, dass die Studierendenzahlen 2006 abnehmen sollen, an: »Damit die Studierendenzahlen sanken, haben die Hochschulen im Land gemeinsam mit dem Ministerium die Anzahl der zulassungsbeschränkten Fächer ab 2006 enorm ausgeweitet.« Sollten die Studierendenzahlen so minimiert werden?

Es stehen erstens die Fragen: Wie viele bleiben in Sachsen-Anhalt? Was kann sich ein Land leisten mit zwei Universitäten und den Fachhochschulen? Ich kann mich nicht auf der einen Seite beschweren, dass die Hochschule überlastet ist – ob das jetzt stimmt, ist eine andere Frage – und dann veranlasse ich einen freien Zugang für alle. Die Umprofilierung an der Universität hätte schon lange kommen müssen. Wie vernünftig ist das, wenn zum Beispiel viele Juristen ausgebildet werden, die dann nachher nicht



mehr am Arbeitsmarkt gebraucht werden? Es ist eine ganz große Verantwortung der Universität, Zukunftsfelder zu definieren. Ich weiß, was wir in das Juridicum, am Weinbergcampus in die ganze Technik oder in die Franckeschen Stiftungen investiert haben. Was erbringen Studierende an Leistungen? Das ist zum Teil eine Einbahnstraße. Die Kapazität einer Hochschule darf ich nicht überschreiten, weil ich auch nicht mehr Geld kriege. Dann ist es besser, über den NC das auszusteuern, als wieder den freien Zugang zu machen, und hinterher beschweren sich Studierende, dass sie auf der Treppe sitzen. Es muss auch an der Hochschule diskutiert und entschieden werden, was der Hochschule wichtig ist. Bei der Stellenanpassung stehen wir, was die Betreuungsquote der Studierenden und auch der Professoren mittelbar betrifft, nicht schlecht da.

Hendrik Lange äußerte sich, wie viele andere, zu dem Begriff der Autonomie: »Änderung des Landeshochschulgesetzes und die Einschränkung der Hochschuldemokratie, verkauft unter dem Begriff Autonomie«. Was heißt für Sie Autonomie?

Autonomie heißt, dass man mit den Möglichkeiten, die einem durch den Haushalt und anderen Dingen vorgegeben werden, versucht, auch relativ selbstständig umzugehen. Wenn die Landesregierung nicht mehr Geld hat für Hochschulen, dann ist die Frage, wie ich mit dem Geld umgehe. Das setzt aber voraus, dass ich Strukturanpassung vor Ort selbst umsetze. Autonomie heißt, selbstständig strategische und wichtige Entscheidungen der nächsten Jahre zu treffen. Wir wiederum wollen über mehrere Jahre zum Beispiel Geld auch zusagen und stellen Budgets bereit. Das ist ein Geben und Nehmen. Autonomie heißt nicht: tun und lassen, was man will.

Autonomie und Reform bedeuteten bis jetzt nur Kürzungen und Beschränkungen. Wie sehen Sie das?

Wir werden bis 2020 rund 20 % unseres Landeshaushaltes nicht mehr haben. Wir werden es aufgrund des starken Bevölkerungsrückgangs nicht schaffen, dass das durch Steueraufkommen aufgefangen wird. Wir werden stark einschränken müssen. In welchen Bereichen und mit wie

Finanzminister Jens Bullerjahn ist der Meinung, dass die Studienbedingungen in Sachsen-Anhalt sehr gut sind.

viel Geld, das ist dann die Aufgabe des Landesparlaments und der Landesregierung. Auch die Hochschulen werden nicht auf dem Level bleiben können. Wenn es an den Hochschulen so bleiben soll, dann müssen andere Politikfelder zurückgeben. Mit der Diskussion der Strukturanpassung haben alle zu tun. Ich habe sieben Finanzämter geschlossen. Wir schließen Gefängnisse, und wir verändern die Verwaltungsstruktur der Polizei und die Schulstrukturen. Je eher es den Hochschulen gelingt nachzuweisen, dass sie das Geld, das sie bekommen, so gut einsetzen, dass es vor allem der wirtschaftlichen Entwicklung oder dem Land oder in der Region insgesamt auch hilft, desto besser.

Interview und Foto: Johanna Sommer

Eine Ära geht zu Ende

Die Magister- und Diplomstudiengänge an der MLU neigen sich dem Ende zu. Doch wie viele Studierende sind von der Aufhebung eigentlich betroffen, und was bedeutet die Einstellung des Lehrangebots für die Verbliebenen?

Bologna-Prozess

Im Zuge des Bologna-Prozesses kam es auch an der Martin-Luther-Universität zur Umstellung auf das Bachelor- und Mastersystem. Gleichzeitig wurden die Magister- und Diplomstudiengänge aufgehoben und die Einstellung des Lehrangebotes beschlossen. Konkret bedeutete dies, dass man sich für die »alten Studiengänge« letztmalig in den Wintersemestern 2006/07, in einigen wenigen Fächern 2007/08, einschreiben konnte. Aufgrund des Bologna-Prozesses und dessen Umsetzung sei klar gewesen, »dass es die Universität nicht dauerhaft leisten kann, Magister- und Diplomabschlüsse parallel zu den Bachelor- und Masterstudiengängen anzubieten. Dies war politisch nie vorgesehen und ist aus Kapazitätsgründen einfach nicht machbar«, erläutert Katrin Eckbrecht, Leiterin der Abteilung für Studium und Lehre in der Zentralen Universitätsverwaltung der MLU. Eine Besonderheit stellt der Diplomstudiengang Theologie dar, der infolge eines Staatsvertrags mit der evangelischen Kirche weiterhin angeboten wird.

Wen betrifft die Aufhebung?

Insgesamt gibt es noch 419 Magister- und 768 Diplomstudenten an der MLU. Eine davon ist Ilona Koch. Sie studiert Geschichte und Japanologie im 17. Semester. Ihr fehlen noch ein paar Hauptseminarscheine, um ihre Magisterabschlussprüfungen zu beginnen. »Schwierig ist einfach das Zeitmanagement. Einerseits muss ich arbeiten gehen, um vor allem die Langzeitstudiengebühren zu finanzieren, aber auch, um mich und mein Kind über Wasser zu halten, andererseits verlangt das Studium einfach viel Zeit von einem ab.« Vor allem die Sprachkurse in der Japanologie sowie die Vor- und Nachbearbeitung der Seminare sind sehr zeitintensiv. Ilona hat jetzt, um ihr Studium doch noch in der vorgegebenen Frist zu beenden, alles andere aufgegeben, unter anderem auch ihren Vorsitz in der Institutsgruppe.

Durch die 2009 verabschiedete »Ordnung über die Aufhebung von Studiengängen« kommt es in der Philosophischen Fakultät I am Ende dieses Wintersemesters zur Einstellung des Lehrangebotes. Wer sein Studium also nicht bis zum 31. März 2013 beendet haben wird, hat prinzipiell zwei Möglichkeiten. Einerseits kann ein sogenannter Härtefallantrag gestellt werden, bei dem aber besondere Umstände vorliegen müssen, zum Beispiel Krankheit oder Elternzeit. Die zweite Option zur Weiterführung des Studiums bietet der Verlängerungsantrag, der bis spätestens 31. Januar 2013 eingereicht werden muss. Damit diesem stattgegeben wird, sei es wichtig, »dass absehbar ist, dass das Studium in einem Jahr, also in zwei Semestern, beendet werden kann«, so Eckbrecht. Aber letzten Endes prüft der Studien- und Prüfungsausschuss jeden Einzelfall und entscheidet dann über eine Bewilligung des Antrags.

Welche Möglichkeiten zum Wechsel gibt es?

»Es liegt im Interesse der Universität, allen Studierenden in den aufgehobenen Magister- und Diplomstudiengängen einen Abschluss zu ermöglichen«, betont Eckbrecht. Auch Ilona äußert sich positiv über die Vorgehensweise aller Verantwortlichen und betont, »dass alle bestrebt sind, es nicht schwieriger zu machen als nötig« und ihr bis jetzt keine Steine in den Weg gelegt worden sind. Wer jedoch merkt, dass es in der verbleibenden Zeit unmöglich wird, das Studium zu beenden, der kann auch in den Bachelor- oder Masterstudiengang wechseln. Vor allem der Übergang in ein Bachelorstudium ist kein Problem. »Bisherige Leistungen können dabei anerkannt werden, dies wird natürlich im Einzelfall geprüft.« Der Wechsel in den Masterstudiengang gestaltet sich schon schwieriger, obwohl die MLU auch hier den Studenten entgegenkommt. Da der Masterstudiengang voraussetzt, dass man bereits einen Hochschulabschluss erworben hat, Magisterstudierende dieses Kriterium aber nicht erfüllen, ist es laut Eckbrecht eine Ausnahmeregelung der Universität, über



eine sogenannte Äquivalenzbescheinigung trotz allem diesen Wechsel zu vollziehen. Voraussetzung sei natürlich, dass der Studierende in seinem Studium so weit fortgeschritten ist, dass er sich auf dem Niveau eines Bachelorabschlusses befindet, damit er den Übergang in einen fachlich entsprechenden Masterstudiengang beantragen kann.

Informationen und Hilfe

Die Universität möchte noch im November alle zum Ende dieses Wintersemesters betroffenen Studenten über die bevorstehenden Fristen und Beratungsmöglichkeiten per Mail informieren. »Wichtig ist, dass man die Verlängerungsanträge bis spätestens 31. Januar 2013 gestellt hat.«

Außerdem erhält man in den Fakultäten und bei den dafür zuständigen Studienfachberatern alle nötigen Auskünfte über Fristen und Anträge. Unter www.uni-halle.de/studierende können sich Betroffene im Internet schon jetzt über alle Möglichkeiten informieren.

Text: Christine Klose

Foto: Metro Centric / Montage: Tom Leonhardt

- Die Interviews sind in Zusammenarbeit mit *Unimono*, der studentischen Sendung auf Radio Corax, entstanden und wurden von Peer Guckland, Sophie Kopsch, Nadja Sonntag und Christine Klose geführt. Den daraus entstandenen Beitrag findet Ihr unter www.unimono.de.

Studium und Politik – ein (un-) möglicher Spagat?

Tina ist Studentin an der MLU und Landesvorsitzende der Piraten. Henriette sitzt für die Linke im Landtag. *hastuzeit* fragte die beiden, wie sie Politik und Studium miteinander vereinbaren.

Tina Otten ist 22 Jahre alt und studiert an der Martin-Luther-Universität Politikwissenschaft. Seit einem Jahr ist sie Mitglied in der Piratenpartei und wurde im Oktober zur Landesvorsitzenden gewählt. Bevor Tina in das Amt berufen wurde, koordinierte sie unter anderem den OB-Wahlkampf und organisierte Symposien. Die 22-Jährige »mag das Profil der Piratenpartei und dass da etwas komplett Neues entsteht.« Anfangs wollte sie nur theoretisch und programmatisch arbeiten, »aber dann kristallisierte sich heraus, dass jemand, der anpackt, dringender benötigt wird, und deswegen ist das mein neues Aufgabenfeld geworden.« Tina sieht den Vorstand als Organisationsarbeitsgruppe für den ganzen Landesverband. »Bei uns kommt alles an: Presseanfragen, Einladungen zu diversen Veranstaltungen und so weiter. Wir im Vorstand versuchen dann die Aufgaben an die Mitglieder weiterzuverteilen, und ich bemühe mich dabei, den Überblick zu

behalten.« Zukünftig will sich die Politikstudentin für die Schaffung neuer Strukturen in der Piratenpartei einsetzen. »Die programmatische Arbeit soll sich weiterentwickeln und die Arbeitsgruppen wiederbelebt werden.«

Doch inwiefern lassen sich die vielfältigen politischen Aufgaben und das Studium miteinander vereinbaren? Tina meint, dass »es Disziplin und Organisationstalent erfordert und man sich nicht in den beiden Aufgaben verlieren darf. Damit beides gelingt, ist es wichtig, sich Grenzen zu setzen.« Auf die Frage, ob sie sich selbst als Politikerin oder Studentin sieht, antwortet Tina, »dass es sich vom zeitlichen Aufwand nicht viel nimmt. Acht Stunden am Tag verbringe ich mit der Erledigung von universitären Sachen und genauso viel Zeit investiere ich in das Amt der Landesvorsitzenden.« Tagsüber ist sie Studentin und konzentriert sich völlig auf ihr Studium. Am Abend und an den Wochenenden finden oftmals Parteiveranstaltungen statt, und dann stehen diese Aufgaben im Vordergrund. Viel Zeit für Freizeitaktivitäten bleibt bei diesem straffen Tagesablauf natürlich nicht. »Ich habe einen Hund, der viel Aufmerksamkeit braucht, aber ansonsten macht mir die Parteiarbeit Spaß und ist auch eng mit meinem Privatleben verknüpft.« Manchmal kommt auch die Uni zu kurz, aber das Bachelorsystem ermöglicht Tina, Klausuren auch einmal zu verschieben. Wenn sie beispielsweise wenig Zeit zum Lernen hatte, kann sie die Arbeiten zum zweiten Termin schreiben. Obwohl sie mit 22 Jahren die jüngste Vorsitzende einer Partei in Sachsen-Anhalt ist, empfindet Tina ihr Alter nicht als Problem, »da ich generell keinen Führungsanspruch habe.« Sie sieht sich »als Teamleiterin des Vorstandes und nicht als Chef. Die verschiedenen Aufgaben werden bei uns verstreut, damit das Monopol von Wissen und Handeln nicht nur bei einer Person liegt.«



Mit 22 Jahren ist Tina die jüngste Landesvorsitzende ihrer Partei in ganz Deutschland.



Henriette ist schon ein politisches »Urgestein«: Bereits mit 14 Jahren engagierte sie sich und ging unter anderem auf Demonstrationen.

Henriette Quade ist 28 Jahre alt und seit zwölf Jahren Mitglied bei den Linken (früher PDS). Seit 2003 studiert sie germanistische Literaturwissenschaft, Zeitgeschichte sowie Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Martin-Luther-Universität. Im Moment ist sie zwar als Studentin eingeschrieben, beschäftigt sich zur Zeit aber hauptsächlich im Landtag von Sachsen-Anhalt. Dort ist sie seit März 2011 als flüchtlings-, migrations- und asylpolitische Sprecherin ihrer Fraktion tätig. Als Henriette im Jahr 2000 in die PDS eintrat, war sie noch Schülerin und engagierte sich von 2001 bis 2009 als stellvertretende Vorsitzende der PDS/Linken in Halle. Ihr war klar, und das »habe ich bewusst in Kauf genommen«, dass sie ihr Studium sehr wahrscheinlich nicht in der Regelstudienzeit beenden wird. »Diese Entscheidung habe ich getroffen, bevor ich mich zur stellvertretenden Landesvorsitzenden Sachsen-Anhalts zur Wahl gestellt habe und dann auch geworden bin.« Das war vor drei Jahren. Im Moment hat sie mit der Aufgabe als Landtagsabgeordnete vollauf zu tun. »Dafür bin ich gewählt worden, und das füllt mich aus.«

Aber auch schon vorher, als sie noch nicht im Landtag tätig war, kam es immer wieder zu Terminkonflikten. »Es gibt Veranstaltungen, die ganztägig sind und die man als Politiker gern besuchen möchte. Dann muss man sich entscheiden: Studium oder Politik? Das kann einen auch

mal überfordern.« Durch ihr politisches Engagement blieb Henriettes Studium natürlich auch auf der Strecke, aber auf die Frage, wo sie sich in drei Jahren sieht, sagt sie: »Ich hoffe, dass ich mein Studium bis dahin abgeschlossen habe. Auch wenn ich dann nicht mehr im Landtag sein sollte: politisch engagiert bleibe ich auf jeden Fall.«

Tina dagegen wird in den nächsten Jahren neben ihrem Studium auch die Geschehnisse der Piratenpartei in Sachsen-Anhalt lenken. Für sie ist der Spagat zwischen Studium und Politik durchaus denkbar, »wenn man sich selbst Grenzen setzt und diszipliniert und organisiert ist.«

Text: *Christine Klose*

Fotos: *privat*

- Die Interviews führten Jenny Weber und Tom Leonhardt für »Unimono«, die studentische Sendung auf Radio Corax. Den Beitrag der beiden könnt Ihr Euch unter www.unimono.de anhören.

- Neben Henriette und Tina gibt es noch weitere MLU-Studis, die in der Landespolitik aktiv sind: Patrick Wanzek ist für die SPD im Landtag, ebenso Jan Wagner (Linke). Außerdem ist Sebastian Lüdecke Landesvorsitzender bei den Grünen.

»Schraube ohne Ende?« – »Kein Kommentar!«

Die Preiserhöhung des Semesterticket PLUS ging wohl nur an den wenigsten Studierenden unbemerkt vorbei. Nun fordert die Hallesche Verkehrs-AG (HAVAG) auch noch eine Erhöhung des Solidarbeitrags.

Den Solidarbeitrag zahlen alle Studierenden durch den Semesterbeitrag. Er soll von 16,50 € auf nun über 20 € angehoben werden. Aus diesem Grund verhandelt der StuRa zusammen mit dem Studentenwerk und dem Mitteldeutschen Verkehrsverbund (MDV), zu welchem auch die HAVAG gehört. Das Studentenwerk vertritt dabei als Vertragspartner die Interessen der Studierendenschaft, da die Besetzung des StuRa bekanntlich durch Wahlen variiert. Im Gespräch erklärte Dr. Volkmar Thom, Leiter des Studentenwerks, was genau geplant wäre. Ziel sei, dass »dieser Grundbetrag, Semesterticket Freizeit, konstant gehalten werden soll«. Dem entgegen steht die Absicht der HAVAG, ihn zu erhöhen. Konkret soll die Solidarabgabe zum WS 2013/14 um 3 €, im zweiten Schritt (zum WS 2015/16) um weitere 1,50 € steigen.

Bei den Verhandlungen sitzen Vertreter des StuRa, Studentenwerks, des MDV sowie der Deutschen Bahn AG an einem Tisch. Die HAVAG wurde gebeten, die steigenden Preise zu begründen und Zahlen zu liefern, die dies nachvollziehbar machen. Ergebnis war eine intransparente Aufstellung von vier Seiten. »Mit denen konnten wir nicht viel anfangen«, so Dr. Thom. Die Nutzung des Semesterticket Freizeit habe aber laut HAVAG zugenommen. Die Methoden der Fahrgastzählung sind jedoch nicht klar durchschaubar. Zudem ist zu bedenken, dass die Zahl der Studierenden in den letzten Jahren kontinuierlich angestiegen ist. Somit werfen sich einige Fragen auf, zu denen die Pressestelle der HAVAG gegenüber der *hastuzeit* jedoch keine Stellung beziehen wollte.

Der StuRa und das Studentenwerk waren dagegen nicht nur zu Gesprächen bereit, sondern sprachen sich dafür aus, die Problematik publik zu machen. »Denn wir können uns nicht alles gefallen lassen«, sagte Dr. Thom.

Es gibt von Seiten der Studierendenvertreter drei mögliche Lösungen für das Problem:

1) mehr Leistung für mehr Geld (z. B. Nutzung des Semesterticket Freizeit schon ab 17 Uhr)

2) Vollticket für den MDV (für etwa 112 €)

3) Integration der Strecke Halle–Leipzig (die Deutsche Bahn stellt sich dabei quer)

Der MDV hätte wahrscheinlich nur an der zweiten Option ein wirtschaftliches Interesse – eigene Lösungsvorschläge brachten seine Vertreter bisher nicht mit in die Verhandlungen ein.

Da die letzten Vertragsgrundlagen 2008 ausgehandelt wurden, ist es nun wahrscheinlich nötig, eine erneute Urabstimmung durchzuführen. Somit würde auch ersichtlich werden, wer sich überhaupt für den Solidarbeitrag bzw. ein Vollticket ausspricht.

Von einem vollsolidarischen Freizeitticket gänzlich Abstand zu nehmen wäre für die Studierenden, die auf Bus und Bahn angewiesen sind, allerdings eine teure Angelegenheit, wie Sabrina Schiffner vom StuRa erläutert: Für Azubitickets müsste man pro Monat etwa 40 € bezahlen (wobei nicht sicher sei, ob Studierende dieses ebenfalls nutzen könnten – der MDV hüllt sich auch in dieser Frage in Schweigen).

Fest steht jedoch, dass – egal, bei welcher Lösung – immer vertraglich verankert sein wird, dass der MDV jährliche Preiserhöhungen vornehmen kann. Dr. Thom stellt nüchtern fest: »Das kann eine Schraube ohne Ende werden.«

Doch StuRa und Studentenwerk setzen sich weiter für eine studierendenfreundliche Lösung ein.

Text: Ricarda Baer

Illustration: Christian Schön



SIRIUS SLANDER



THE INTERNET HAS BECOME A CESSPOOL OF USELESS INFORMATION ABOUT THE LIVE'S OF AVERAGE, LONELY FUCKTARDS LOOKING DESPERATELY TO HAVE THEIR OTHERWISE BORING LIVES VALIDATED BY COMPLETE AND UTTER STRANGERS! WE'VE BECOME A TWISTED SOCIETY OBSESSED WITH SUPERFICIAL BULLSHIT!



Mit dem Fahrrad durch die Stadt

Halle ist nicht Kopenhagen: Radfahrer brauchen mehr Raum in den Straßen. Ein Kommentar zur Verkehrslage.

Fahrradfahren ist wohl die effizienteste Fortbewegungsmethode überhaupt, wenn man bedenkt, welcher Energieaufwand nötig ist, um ein Auto zu bewegen – 1,5 Tonnen, damit sich 70 kg jeden Tag durch den Straßenverkehr quälen. Bahnfahren ist teuer, die meiste Zeit geht für Warten und Laufen drauf. Zu Fuß ist schön, aber nicht alltagstauglich. Ach ja, gesund ist es auch noch, das Fahrradfahren. Doch wie gesund es tatsächlich ist, hängt maßgeblich von Stadtplanern und anderen Verkehrsteilnehmern ab; nicht selten wird die Fahrt auf dem Drahtesel zum Spießrutenlauf.

Nach wie vor ist Halle keine besonders fahrradfreundliche Stadt. Will man vom Rannischen Platz zum Marktplatz fahren, muss man durch den Steinweg: ein Nadelöhr, in das sich schon die Einfahrt problematisch gestaltet, weil die Vorfahrt von Radfahrern am

Rannischen prinzipiell ignoriert wird. Hat man das Glück, gerade noch vor der Straßenbahn hinein zu fahren, schiebt sie einen bis zur nächsten Haltestelle vor sich her. Wie zur Unterstützung der Treibjagd betätigt die entgegenkommende Bahn ihre Scheibenwischanlage. Am Franckeplatz erwartet einen schon die rote Ampel. Die Straßenbahn hat freie Fahrt – insofern sie nicht auf eine andere warten muss – so dass man sie nun bis zum Marktplatz vor sich hat. Dort angekommen überqueren zahlreiche Passanten nach Gehör die Fahrbahn, dass man geneigt ist, in eine Seitenstraße auszuweichen, wo einen Polizisten empfangen und 10 € kassieren.

Zugegeben, Halle ist wegen seiner mittelalterlichen Infrastruktur nicht besonders geeignet für meterbreite Fahrradwege wie etwa in Kopenhagen: mit Doppelspuren, für schnelle und langsame Radfahrer. Dennoch könnte man durch kleine Veränderungen auch in Halle viel bewirken. Stichwort: Verteilung des öffentlichen Raums. Man stelle sich vor, Massen von Autos würden nicht länger unsere Straßen besetzen. Wie viele Fahrradfahrer könnten dort entspannt entlangfahren, wo Autos die meiste Zeit einfach nur herumstehen. Es ist ein Teufelskreis: Je mehr Autos auf der Straße sind, desto weniger Leute haben Lust, sich aufs Fahrrad zu setzen, und steigen ins Auto.

»Der Radfahrer gehört zum Straßenverkehr«, verkündete neulich der Bundesverkehrsminister. Ob Lippenbekenntnisse und Politiker auf Fahrrädern die Situation verändern, ist fraglich. Ähnlich wie beim Nichtraucher-

schutzgesetz müsste eine Wende im Straßenverkehr durch die Politik eingeleitet werden. Es reicht nicht, die Autofahrer durch unmögliche Ampelphasen und eine katastrophale Verkehrsführung zu gängeln; sie werden weiterhin ihren mobilen Traum von Rotphase zu Rotphase träumen und den schlaun Radfahrer, der an ihnen vorbeizieht, maßregeln.

Die Dänen sind da schon weiter. Sie hörten auf mit einer Raumverteilung, die sich jahrzehntelang am Autoverkehr orientierte. Besuchern stellt Kopenhagen 2000 kostenlose Citybikes zur Verfügung. »Ein auffälliges Stadtfahrrad ist in Kopenhagen imagefördernder als ein nagelneuer, hochpolierter BMW«, so der Fahrradclub »Fonden Bycyklen i Kopenhagen«. Dass man am besten mit Trends auf menschliches Verhalten Einfluss nimmt, ist auch hierzulande zu beobachten; Radfahren sieht klasse aus, das ist die Botschaft. Doch leider beschränkt sich sein Gebrauch zu oft auf ausgewählte Fahrradtouren an den Wochenenden. Im Alltag ist es noch lange nicht bei allen angekommen: 2010 lag der Radverkehrsanteil in Halle bei 12 Prozent.

Bis Ende Oktober führte der Allgemeine Deutsche Fahrrad-Club (ADFC) eine Online-Umfrage zur Fahrradfreundlichkeit von deutschen Städten durch. Im Januar werden die Ergebnisse bekanntgegeben und die erfolgreichsten Städte ausgezeichnet – mal sehen, ob Halle dabei ist.

Text: Clemens Heinemann



»Was gesagt werden muss«

Die AG Antifaschismus lud den Journalisten Henryk M. Broder ein, bekannt beispielsweise aus der satirischen Fernsehsendung »Entweder Broder«.

Den aus allen Nähten platzenden Hörsaal hat Henryk M. Broder schnell auf seiner Seite. Während zwei Techniker noch an der Soundanlage verzweifeln, wandert Broder mit spitzbübischen Schritten über die kleine Empore und greift zur Kreide. Etwas unbeholfen kritzelt er an die Tafel: »Willkommen in der High-Tech-Stadt Halle«. Im Saal brandet Gelächter auf, noch bevor der Vortrag überhaupt begann. Zu dem Vortrag und der Buchvorstellung am 7. November hatte die AG Antifaschismus des Studierendenrates eingeladen. Der provokative Titel des vorgestellten Buchs lautet: »Vergesst Auschwitz! Der deutsche Erinnerungswahn und die Endlösung der Israel-Frage«.

Doch statt aus diesem Buch vorzulesen, präsentierte der Journalist dem Publikum ein Kapitel aus einem noch nicht erschienenen Buch. Die Kapitelüberschrift »Was gesagt werden muss«, bezieht sich gleichsam auf das von Günther Grass veröffentlichte Gedicht zum Israel-Iran-Konflikt sowie sein eigenes Schaffen. Denn der mehrfache Buchautor hat einiges zu sagen.

Sein Vortrag strotzte vor Anspielungen auf Politiker sowie Personen des öffentlichen Lebens und schwarzem Humor. Darf man über Auschwitz lachen? So lautete eine Frage, die Broder sich und seinem Publikum stellte. Die Antwort des gebürtigen Polen, dessen Eltern verschiedene Konzentrationslager der Nationalsozialisten überlebten, lautet »Ja«. Dies sollte nicht der einzig umstrittene Punkt an diesem Abend bleiben.

Sein Hauptanliegen, so macht er deutlich, ist der Schutz der Lebenden, seien es nun Juden, oder die gefährdete Religionsgemeinschaft der Bahai im Iran. Er kritisiert offen die seiner Meinung nach falsche Erinnerungskultur in Deutschland, die zu sehr eine Liebe zu den Toten und eine Nachlässigkeit mit den Lebenden sei.

Wenn er Günther Grass als den »Prototypen eines Antisemiten« bezeichnet, dann nicht wegen dessen SS-Ver-

gangenheit, sondern aufgrund seiner Äußerungen über das Verhältnis zwischen Israel und dem Iran. Das Urteil über Günther Grass im Allgemeinen fällt vernichtend aus, er sei der für ihn am weitesten überschätzte deutsche Schriftsteller der Gegenwart: Er schreibe Schrott. Viel lieber zitiere er Dieter Bohlen, den er trotz des Gelächters aus dem Publikum für einen großen Denker der Gegenwart hält: »Wie willst du einem Bekloppten erklären, dass er bekloppt ist?« So sei es eben auch mit einem Antisemiten.

Auch wenn es am Anfang des Vortrags noch lange um das Gedicht geht, so spricht Broder auch aktuelle Themen an. Er fragt sich, warum »drei Personen jahrelang unentdeckt Morde begehen konnten und ein Jahr nach Entdeckung des NSU immer noch keine Anklage erhoben wurde.« (Dies geschah einen Tag nach dem Vortrag.)

Für ihn seien jedoch weniger die dumpfen »Nazis in Springerstiefeln« das Problem, er frage sich vielmehr, wie moderne, gebildete Menschen zu Antisemiten werden könnten. Dabei sieht er einen Zusammenhang zwischen dem »Erinnerungswahn und Antisemitismus«. Als Beispiel dafür nennt er das Holocaustmahnmal in Berlin, das die Opferhierarchie der Nazis wiederhole. Andere Opfer des nationalsozialistischen Terrorregimes erhielten kleinere oder gar keine Gedenkstätten.

Auf die Nachfrage aus dem Publikum, wie denn ein anderes, neues Opfergedenken aussehe, antwortete Broder, er sei kein Pädagoge. Nach einer kurzen Pause fügte er noch nonchalant hinzu: »Ich glaube, wenn es um die Hälfte weniger Pädagogen und Sozialarbeiter gäbe, würden wir uns viele Probleme ersparen«.

Die nächste Veranstaltung der AG Antifaschismus findet am 28. November um 19 Uhr statt, dann zum Thema »Nationalsozialistischer Untergrund«.

Text: Tobias Schulz

Die fünf Säulen des I,Slams

Beim Poetry-Slam treten Poeten mit ihren selbst geschriebenen Texten im Wettkampf gegeneinander an. Nun hat eine Gruppe muslimischer Dichter die neue Kategorie des I,Slams entwickelt.

In wenigen Details, wer seid ihr, und was macht ihr?

Adlah: Ich bin Youssef Adlah, 24 Jahre alt und studiere Luft- und Raumfahrttechnik an der Technischen Universität Berlin. Ich bin I,Slam-Mitbegründer.

Al-Amayra: Ich bin Younes Al-Amayra und auch irgendwie I,Slam-Mitbegründer. Ich bin studierter Islamwissenschaftler und zurzeit Grundschullehrer.

Bahardeen: Mein Name ist Mohamed Miftha Bahardeen, ich bin 21 Jahre alt und komme aus Hamburg. Ich bin derzeit Schüler.

Younes El-Amayra: Mein Name ist Leila Younes El-Amayra, ich bin 21 Jahre alt und studiere Rechtswissenschaften. Ich habe an der Martin-Luther-Universität studiert, bin aber wieder zurück in meine Heimatstadt Berlin.

Wie wird man I,Slammer, und wie seid ihr zu der Idee gekommen?

Adlah: Ich würde jetzt sagen, da muss viel Alkohol im Spiel gewesen sein, aber den dürfen wir ja nicht trinken, also fällt das schon mal raus.

Al-Amayra: Die Idee kam vom exzessiven Ayrantinken.

Adlah: I,Slam ist ... nee, du kannst das so gut!

Al-Amayra: Also, I,Slam ist im Prinzip auf einem Poetry-Slam in Kreuzberg entstanden. Youssef hatte dort einen Auftritt, und ich war als Videojournalist für Muslime-TV unterwegs. Er hatte einen Text zu Männerrechten und Freiheit der Frauen vorgetragen. In diesem Text prangerte er gesellschaftliche Umstände an, vor allem in Bezug auf die Unterdrückung der Frau. Das Ganze hat er satirisch aufgerollt, und dies vor einem Publikum, wo man dachte, es wird

schwierig. Doch die Message kam an. Und da haben wir festgestellt, dass es darauf ankommt, wie man eine Kritik übt – auf die Wortwahl. Und bei dem Interview, das ich mit ihm gemacht habe, kam so die Frage auf: hey, sollten wir das nicht auch für Muslime machen, denn Muslime benutzen diese Bühne nicht. Und das war so der Anfang, wo wir im Nachhinein zusammensaßen und das ganze zusammengesponnen haben. Diese Spinnerei hat sich dann immer mehr zu einem Konzept entwickelt. Wir haben dann im Internet gesucht, gibt es denn muslimische Slammer, und wenn ja, wo sind sie zu finden? Dann sind wir bei »Zahnräder« mit unserem Konzept angetreten und haben gewonnen. Wir haben festgestellt, dass diese Nische gebraucht wird, und dann ging es los.

Habt ihr irgendwelche Vorbilder oder Menschen, die euch in eurem Schaffen beeinflussen?

Adlah: Ich habe in der deutschen Slam-Szene keine Vorbilder, nur Leute, die ich gut finde, zum Beispiel Felix Römer. Ich würde jetzt nicht sagen, dass Römer mein Vorbild ist, nicht weil ich arrogant bin, sondern weil ich versuche, nicht in die Fußstapfen von jemand anderem zu treten, sondern meine eigenen zu formen. Wer für mich aber von größter Bedeutung ist, ist Nizar Qabbani, ein arabischer Dichter. Er hat Liebesgedichte geschrieben, und derartiges habe ich noch nie in meinem Leben gehört, egal in welcher Sprache.

Wie kann ich bei euch mitmachen als interessierter Slammer?

Adlah: Wir bieten in erste Linie eine Plattform für muslimische Dichter und Autoren an, weil wir eben diese Szene fördern möchten. Wenn man zugucken möchte, ist jeder herzlich eingeladen, wenn man mitmachen möchte, sollte man Moslem und mindestens 14 Jahre alt sein. Außerdem muss man Texte schreiben, die I,Slam-Säulen-konform sind.

Was sind die Säulen des I,Slams?

Adlah: Ja, wir haben uns gedacht, damit wir das irgendwie für Muslime erst mal zugänglich machen können, müssen wir das für sie auch etwas modifizieren, dass sich da die Leute wohler fühlen. Sie sollen einen ersten Bezug dazu haben. Dafür haben wir uns die fünf Säulen des I,Slams überlegt. Die ersten vier unterscheiden sich gar nicht von den eigentlichen Regeln des Poetry-Slams:





1. *Respect the Poet*, 2. *Own Construction*, 3. *No Aids* (Keine Hilfsmittel), 4. *Time Limit*.

Die fünfte Regel, *No Verbalism*, haben wir hinzugefügt, und das ist auch die entscheidende Regel bei uns. Wir möchten unsere Texte möglichst sauber halten, sprich: inhaltlich können die I,Slammer alle Themen ansprechen, nur die Art und Weise, wie man darüber redet, ist entscheidend. Wir möchten zum Beispiel nicht, dass irgendwelche Menschen diskriminiert werden, dass einzelne Personen niedergemacht werden, und wir möchten nicht, dass etwas verherrlicht wird, was in unserem Bild verboten ist, wie Alkohol und Drogen. Und natürlich keine Blasphemie. Wir denken einfach, dass es für alle anderen Texte genug Plattformen gibt, und wir möchten unsere Plattform für Leute nutzen, die mit der Sprache nicht so umgehen möchten wie andere.

In welcher Sprache darf geslammt werden? Viele Moslems haben ja sicherlich nicht Deutsch als Muttersprache!

Al-Amayra: Wir wollen das definitiv auf Deutsch halten. Wir haben von Anfang an gesagt, dass das ein deutscher Poetry-Slam ist, mit deutschen Muslimen, und dementsprechend bleiben wir auch dabei.

Wie entstehen eigentlich eure Slam-Texte?

Bahardeen: Ich mache das in den *dead moments* in der Bahn, in der Schule. Ich setze mich nicht aktiv hin, ich könnte das auch nicht. Das ist zu viel Druck.

Wie ist es, wenn man sich immer wieder der Bewertung des Publikums aussetzt?

Adlah: Nico Semsrott, auch jemand aus der Slam-Szene, hat das gut zusammengefasst: Poetry-Slams sind die modernen Gladiatorenkämpfe unserer Zeit. Und so fühlt es sich auch an, denn jeder möchte ja gewinnen, wenn er daran teilnimmt. Natürlich steht die Message und die Verbreitung der Gedanken im Vordergrund.

Ihr wart ja jetzt für eine Veranstaltung in Halle ... Wart ihr zuvor schon mal in Halle?

Adlah: Ich war schon öfter in Halle. Ähm, Halle ist 'ne wunderschöne Stadt (lacht). Ich kann mit der Stadt an sich nicht so viel anfangen, aber dort habe ich meine ersten Schritte in der Poetry-Slam-Szene gemacht. Deswegen verbinde ich immer noch sehr viel mit Halle und dem Schlagwort-Poetry-Slam im Turm. Dennoch, wäre Halle in Berlin, wäre es mir lieber.

Leila, wie war denn die Stimmung bei der Veranstaltung in Halle?

Younes El-Amayra: Sehr gut. Die Leute waren emotional total dabei. Sie haben immer mitgemacht, wenn man sie zur Interaktion aufgefordert hat, und man hat gemerkt, dass sie viel Freude hatten. Es hat mir als Mitorganisatorin echt Spaß gemacht, das zu erleben.

Wenn es euch gefallen hat, drängt sich die Frage auf, ob ihr wiederkommen werdet ...

Younes El-Amayra: Das wissen wir noch nicht. Wir haben den I,Slam in Halle vorerst als einmaliges Event geplant. **Was meinst du, ist die Message des I,Slams in Halle angekommen?**

Younes El-Amayra: Wir hoffen natürlich, dass unsere Message beim Publikum angekommen ist. Von dem, was wir als Rückmeldung bekamen, scheint dies jedenfalls der Fall gewesen zu sein.

Wie findet ihr das, wenn Nicht-Muslime auf euch aufmerksam werden?

Al-Amayra: Wir wünschen uns sogar mehr Nicht-Muslime im Publikum. Die Poeten reden über Themen, die sie bewegen, die andere Muslime teilen. Da bringt es nichts, vor Muslimen zu reden, denn sie kennen die Probleme, nicken sie ab. Es geht darum, Nicht-Muslime auf Probleme aufmerksam zu machen, und das auf eine andere Art und Weise. Wir wollen Dinge wie Diskriminierung nicht totschiweigen, sondern thematisieren.

Interview: Alisha Führer

Fotos: Arne List

Im Mutterland des Fußballs

Erasmus hat unsere Redakteurin Caro nach Newcastle gebracht. Dort an der Uni, so bemerkte sie schnell, hat der Sport einen ganz anderen Stellenwert als in Deutschland.

Dass ich auch in England Fußball spielen wollen würde, stand schon vor meiner Abreise fest; am letzten Septemberwochenende waren dann endlich die Sichtungstrainings für neue Studenten. Spätestens da war mir dann definitiv bewusst, wie ernst der Unisport hier genommen wird. Außerdem merkte ich, dass ich zwar im Alltag prima kommunizieren konnte, dass mir aber einfach das »Auf-dem-Platz«-Vokabular fehlte. Entsprechend lief dann auch nicht viel zusammen, und ich befürchtete schon, aussortiert zu werden. Die Club-Verantwortlichen wollten im Laufe des folgenden Montags E-Mails mit ihren Einschätzungen verschicken. Um 23,38 Uhr kam dann auch endlich die Mail: Ich durfte zum Training am Dienstag wiederkommen. Da folgte dann die Einteilung in erste und zweite Mannschaft. Keine Überraschung: Ich war in der zweiten Mannschaft gelandet. Also weniger Druck, dachte ich mir. Aber falsch gedacht: Mir wurde dann schnell eröffnet, dass ich als eine der Führungsspielerinnen für diese Saison betrachtet wurde. Na super, eine Führungsspielerin, die auf dem Platz kein Wort sagt. Also war meine Hauptaufgabe nun zuerst, diese Hemmschwelle zu überwinden und auch mal herumzubrüllen.

Die Organisation des Unisports in Großbritannien

Es gibt in verschiedenen Sportarten Uni-Ligen, die sogenannten BUCS-Ligen (British University and College Sports). Am Ende eines Jahres werden die Punkte, die alle Teams jeder Uni in ihren jeweiligen Ligen und in Pokalrunden gesammelt haben, zusammengerechnet, und es wird ein Ranking erstellt. Letztes Jahr war die Uni Newcastle landesweit auf Platz 10 – und eine Top-Ten-Platzierung wird auch immer angestrebt. Die Mannschaften, die für die Uni Newcastle in diesen Ligen starten, sind Teil des *Team Newcastle*. Darüber hinaus gibt es auch noch *intra-muras*, also Uni-interne Ligen, in denen Mannschaften verschiedener Wohnheime oder Fachbereiche gegeneinander antreten.

Die unterschiedlichen Sport-Clubs der Uni Newcastle sind innerhalb der Students' Union organisiert. Das ist gewissermaßen das Äquivalent zum Stura, allerdings deutlich einflussreicher. Die Union Officers sind Studenten,

die ein Studienjahr frei bekommen, in welchem sie sich ausschließlich um ihr Amt kümmern. An der Uni Newcastle ist die Students' Union seit den 1920ern in einem Backsteingebäude mitten auf dem Campus untergebracht, das nur den Studenten gehört. Neben Bar und Club findet man darin Starbucks, Subway, Lounge, Computer, den Union-Shop, das Redaktionsbüro der wöchentlich erscheinenden Unizeitung und natürlich die Büros der verschiedenen Officers. Diese werden jährlich von den Studierenden gewählt.

Mein erstes Spiel

Die BUCS-Liga-Spiele finden immer mittwochs nachmittags statt; deshalb enden auch mittwochs alle Uni-Veranstaltungen spätestens um 13,00 Uhr. Natürlich bin ich just einer dieser Glückspilze, die bis 13,00 Uhr in einer Pflichtveranstaltung hocken und sich dann extrem beeilen müssen, um pünktlich zum Anpfiff um 14,00 Uhr auf dem Platz zu stehen. Bei Heimspielen klappt das ja gerade noch. Mit Auswärtsspielen wird das schon deutlich schwieriger; da muss man dann mit Dozenten verhandeln, um doch spielen zu können. Seminare schieben, Ersatzleistungen arrangieren, etc.

Mein erstes Spiel sollte eigentlich am 17. Oktober stattfinden, es wurde dann aber abgesagt. So konnte ich mein Debüt erst in der Folgewoche feiern, bei einem Auswärtsspiel im zwei Stunden entfernten Leeds. Um neun trafen wir uns an der Uni, um dann mit dem Bus nach Leeds zu fahren. Diesen teilten wir uns mit der Lacrosse-Damen-Mannschaft und einigen Tennisspielerinnen, die ebenfalls Spiele in Leeds hatten. Die meisten von uns waren zumindest etwas aufgeregt. Mit Disney-Musik und anderen Liedern haben wir uns motiviert und auf das Spiel eingestimmt.

Im dichten Nebel haben wir dann auch zum Saisonauftakt 2:0 gewonnen. Besonders schön war das Spiel an sich nicht, aber einfach das Gefühl, das Team Newcastle zu repräsentieren, war für mich fantastisch. Nach dem Anpfiff waren wir dann alle sehr froh über den geglückten Saisonstart. Von den Spielerinnen, die schon letzte Saison dabei waren, meinen einige, dass wir durchaus reelle

Aufstiegschancen haben. Ich kann das noch nicht so einschätzen, aber es würde mein Erlebnis hier natürlich noch besser machen, am Ende zu einer so erfolgreichen Mannschaft gehört zu haben. Aber na ja, abwarten.

Warten mussten wir dann auch auf die Tennisspielerinnen und in der Folge zwei Stunden in einer Leedser Uni-Mensa verbringen, bis der Bus zurück Richtung Newcastle startete. Entgegen aller Planungen hatten wir aber keinen Party-Bus, sondern eher einen Müde-Sieger-Bus. Unterwegs stimmten wir noch per SMS über die Spielerin des Spiels ab.

Außerhalb der BUCS-Fußball-Ligen geht ein Team, das sich aus Spielerinnen der ersten und zweiten Mannschaft zusammensetzt, in der Northumberland County League, einer Verbandsliga, an den Start. Wenn die FA meine Internationale Freigabe bewilligt hat, darf ich da auch mitspielen. Zudem findet aktuell BUCS-Futsal statt; auch da bin ich mit am Start. Unser erstes Spiel haben wir überraschend mit 7:0 gewonnen.

Abseits des Platzes

Innerhalb der Sport-Clubs – in jedem Fall ist das beim Frauenfußball so – spielen soziale Aspekte eine große Rolle. Jeden Mittwochabend finden Pub Crawls, also Touren durch verschiedene Bars und Diskos statt. Jeder Mittwoch steht dabei unter einem anderen Motto, ent-

sprechend dem sich dann die Club-Mitglieder kleiden, beispielsweise Alice im Wunderland, Superhelden oder Nichtschwimmer. So sieht man jeden Mittwoch viele kreative Kostüme – aber keine Jacken; die könnte man sowieso irgendwo abgeben, also läuft halb Newcastle dann mitten in der Nacht bei etwa 4°C ärmellos von einem Klub zum nächsten. Darüber hinaus finden Filmabende und ähnliches im Rahmen der Mannschaft statt. Und zum Saisonabschluss steht dann eine fünftägige Italien-Tour an, zu der die Teilnahme an einem intereuropäischen Turnier gehört. Obwohl meine Erasmus-Zeit dann eigentlich schon vorbei sein wird, werde ich daran teilnehmen.

Fazit

Aus meinem Plan, in Newcastle ein bisschen Fußball zu spielen, ist die feste Zugehörigkeit zu einem wundervollen Klub geworden, die mir den immer näher rückenden Abschied aus England zusätzlich erschweren wird.

Text und Foto: *Caroline Bünning*

Sport gehört in Newcastle zum Stadtbild: Hier fiebert Caro (als Zuschauerin) bei den »Great North Games« mit.



Sex mal anders

Über Sadomasochismus kursieren absurde Vorstellungen, doch manches bestätigt sich auch.

Eine attraktive Frau in Latex peitscht einen gefesselten, schmerz erfüllt dreinblickenden Mann aus. So wird SM oft in Spielfilmen dargestellt, doch in der Realität ist dies meist anders.

BDSM steht für Bondage & Disziplin und Sadomasochismus, wird aber auch häufig nur SM genannt. Darunter fallen jedoch eine Vielzahl an sexuellen Praktiken, und manch eine Person hat diese auch schon ausgeübt. »Nicht jeder, der so etwas macht, fühlt sich dieser Szene zugehörig«, meint Suse, eine Besucherin und Organisatorin des SM-Stammtisches in Halle. »SM fängt schon bei heißem Wachs und Fesselspielen an.«

SM-Stammtisch im Black Angel

Suse ist seit drei Jahren beim SM-Stammtisch, der seit zehn Jahren existiert und sich im Black Angel in der Ludwig-Wucherer-Straße 42 trifft. Die Kneipe steht zum Teil im Schatten der SMLer, denn nicht wenige halten diese für einen reinen SM-Schuppen. Dabei findet in der Regel ein gewöhnlicher Kneipenbetrieb statt, bei dem keineswegs rund um die Uhr SM ausgeübt wird. Auch die Vorstellung über den Ablauf des Stammtisches, der immer am ersten Dienstag des Monats zusammenkommt, herrschen teilweise rege Fantasien. Dabei kommen viele in »ganz gewöhnlicher Kleidung«. Wer also zum Stammtisch will, wird diesen nicht zwangsläufig sofort erkennen, aber auf Nachfrage am Tresen nach der »StammiMammi« wird einem geholfen. Dabei wird sich über allerlei unterhalten, nicht ausschließlich SM. Viele SMLer stören die Vorstellungen anderer Menschen über ihre sexuelle Praxis.

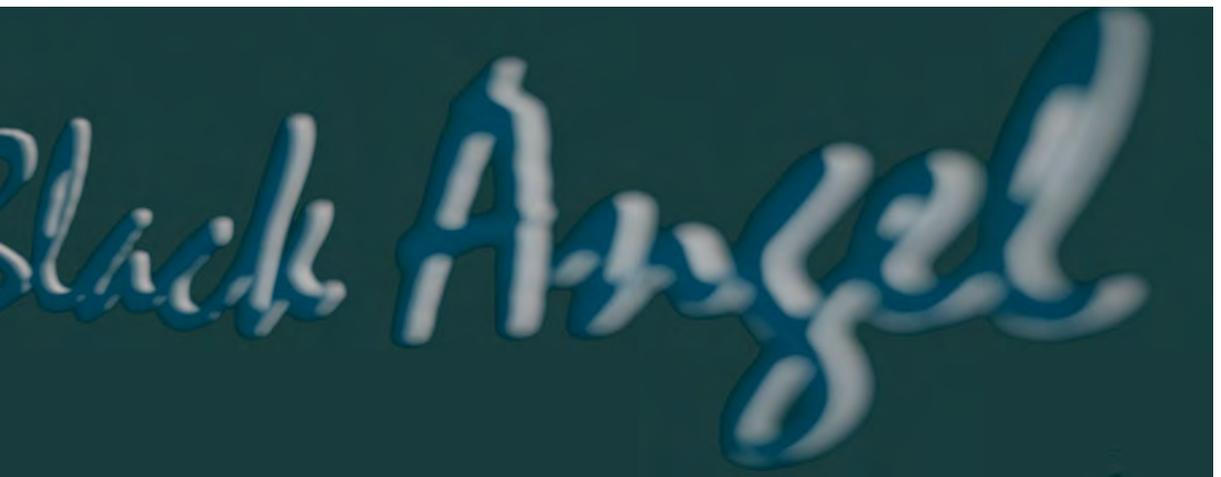
Ob Subkultur oder sexuelle Abweichung, Königsklasse im Sex oder Perversion – wenn es um Sadomasochismus geht, gibt es viele Meinungen. Dass es beim erotischen

und einvernehmlichen Sadomasochismus nicht nur um Schmerzen geht, wissen wenige.

Immer noch hat die Szene mit Klischees zu kämpfen, es werden blutige Verletzungen, Fetisch und Fesselpraktiken in einen Topf geworfen. Andererseits wächst die SM-Szene zusammen mit ihren Plattformen und auch das Interesse an dieser. Die Trilogie »Shades Of Grey« von El James, ein Soft-SM-Roman, gehört heute zu den Bestsellern. Und es wurde der Dokumentarfilm »Heute weiß es jeder« gedreht, den sich der SM-Stammtisch zusammen ansehen will, eben ein ganz gewöhnlicher Filmabend.

Sicherheit und Vertrauen

Hinter BDSM verbergen sich diverse Praktiken des Lustgewinns. Zu Fesselspielen, Macht und Unterwerfung können zahlreiche Hilfsmittel zum Einsatz kommen, die Nerven stimulieren oder auch die Erotik im Kopf steigern sollen. Eine Penetration ist dabei nicht zwingend vonnöten. Nicht nur Peitschen, Ketten und Seile gehören dazu, sondern auch Wachs, Nadeln, Katheter, Reizstromgeräte oder Frischhaltefolie. Da diese teilweise gefährlich oder falsch angewendet werden können, rät Suse, sich »seine Informationen nicht irgendwo aus dem Netz zu holen, sondern sich mit Leuten zu unterhalten, die in der Szene unterwegs sind und sich auskennen.« In den zahlreichen Foren im Internet tummelten sich zudem Menschen, die darin einen Freischein für Gewalt sähen. Unter den zahlreichen Websites sei *sklavenzentrale.com* erwähnt. Dabei handelt es sich um eine Plattform, die Personen und Stammtische der SM-Szene überregional verbindet. Sie hatte 2010 über 190 000 registrierte, davon 40 000 verifizierte Personen gelistet. Dort stellen viele Mitglieder ihre erotischen Bilder zur Schau.





SM diene der Lust und dem Spaß. Ron, ein weiterer SMler, drückt es folgendermaßen aus: »... so rankten sich seine Arme um sie ... kaum in der Lage sich zu bewegen ... doch dann bemerkte sie, dass sie in dieser Enge ihre Freiheit fand ...«

Alles solle langsam angegangen werden, rät Suse, Schritt für Schritt. Um jemanden beispielsweise zu fesseln, ist es nötig zu lernen, wie und wo diese angelegt werden müssen, um keine Gefahr einzugehen und dies zu einem schönen Erlebnis zu machen. »Die absolute Grundlage ist es, dem Partner zu vertrauen, weil man die Verantwortung für sich und seinen Körper in die Hände seines Partners legt«, betont Suse immer wieder. Die Gesundheit müsse dem Dominanten zudem das Wichtigste sein. SM sei ein Spiel zur Ergänzung des »ganz normalen Blümchensex« oder auch die »Königsklasse des Sex«. Natürlich gibt es die altbekanntesten Codewörter, denn nein bedeutet nicht unbedingt nein; zwischen Partnern ist dies jedoch nicht unbedingt notwendig, und auch an einem Szenevokabular mangelt es nicht. Aber nicht jede Person kennt den Ring der O, der an der linken Hand getragen für Dominanz

steht, an der rechten trägt ihn der Devote, und wer sich nicht einordnen lassen will, trägt diesen um den Hals oder eben gar nicht.

Um Dominanz geht es häufig. Eine Person ist der Dominante und die andere der Devote. Doch Suse klärt auf: »Eigentlich ist der Devote die bestimmende Person, da sie festlegt, was gemacht wird und was nicht.«

Spaß und »Spiele«

Etwas anderer Art sind die »Spieleabende« am 1. Samstag im Monat im Black Angel. Dort wird eine besondere Kleidung erwartet: Lack-Leder-Latex, Dessous, Fantasy oder eine elegante Abendgarderobe.

Vorne ist die Kneipe dann in Betrieb und hinten können auch mal die Geräte und Hilfsmittel des Black Angel für SM genutzt werden. Häufig sind Gäste auch Paare, mal toleranter, was das »Spiel« mit Dritten angeht, und ein anderes Mal auch nicht. »Einige lassen auch die Türen offen, da kann dann zugesehen werden.« Viel Exotisches beim Sex werde dem SM zugeordnet, und viel kann dort auch gefunden werden, selbst wenn es nicht dazu gehören muss, wie beispielsweise der Latex-Fetisch.

Es existieren sogar sogenannte SM-Studios, dort können Räumlichkeiten und Geräte gemietet werden oder zusätzlich auch eine Domina; bei denen sei allerdings auch ein intensives Vorgespräch nötig. Es werde auch die Anrede Herr und Meister genutzt, allerdings erst »nach einem Treffen auf Augenhöhe«.

BDSM soll Spaß und Lust bringen. Schön findet Suse auch, danach den Partner in die Arme zu nehmen und zu sagen oder zu hören: »Du warst stark, einfach toll!« Vielleicht findet sie es auch sehr schön, weil in der SM-Szene in Halle viel gelacht wird, auch mal beim »Spielen«. Über Leute, die SMler diffamieren, macht sie auch einen Witz: »Wir sind die Bäh-versen.« Denn »SM steht für Sprechende Menschen«, die miteinander über ihre Wünsche und Gefühle reden und Sex nicht totsichweigen. Sie findet es schade, dass sie dies erst vor drei Jahren entdeckte und ihr dadurch viel in ihrem Leben entgangen ist. Denn: »Man muss es erleben, du kannst niemanden mit Worten davon überzeugen.«

Text: Frank Röllner

- Eine »Enzyklopädie des Sadomasochismus« findet Ihr auf www.datenschlag.org/papiertiger
- Matthias Grimme hat »Das SM-Handbuch« geschrieben. Es ist im Charon-Verlag erschienen, hat 254 Seiten und kostet 21,50 EUR.

»Wild Blood«

Am 26. Oktober trat die Band »Cocoon Fire« supported von »Schöne Jugend« im Objekt 5 auf. Cocoon Fire nutzte die Gelegenheit, um ihr zweites Album vorzustellen: Wild Blood«.

»Schöne Jugend« amüsierte die Gäste mit lustigem und schönem Indiepop. Einige Lacher gab es, als der Schlagzeuger sang: »Gestern hat mich ein Mädchen angelacht, sie entschuldigte sich, denn sie hatte mich verwechselt.« Trotz einer sehr einfachen Melodieführung, drei oder vier Akkorde, hat die Band gerockt.

Nach einer kurzen Pause kündigten Nebel und Vogelgezwitscher die Hauptakteure dieses Abends an. Im Gegensatz zur ersten Band nahmen sie mit ihren Fans Kontakt auf: »Wer von euch hat heute gearbeitet und fand das scheiße?« fragte Frontsänger Felix in die Runde und stand mit seiner Gitarre am Mikrophon. Der Backgroundsänger Christian spielte sich auf seiner Bassgitarre ein, und Backgroundsängerin Johanna tat dies auf ihrem Keyboard. Jeremia gab den Beat auf seinen Drums vor und brachte die Becken zum vibrieren. Einige Anwesende waren wohl sehr unzufrieden mit ihrem Beruf. Ihnen widmete die Band den Song »Work Work«. Felix hatte das Lied in einer Zeit geschrieben, in welcher er täglich mindestens zehn Stunden arbeiten musste. Sein Chef sei unerbittlich gewesen. Auf dem Weg zur Arbeit wären ihm dann zähneknirschend die Textzeilen eingefallen. Ihm wurde klar, dass wir in einer Leistungsgesellschaft leben.

Neue und alte Songs spielte die Band, wie auch den Song »Octopus«. Felix hatte einen schwarz-weißen Trailer zu dem Film »Ich bin der Oktopus« im Kino gesehen und konnte den Anblick dieses Meeresbewohners nicht vergessen. Nach minütigem Applaus und Zugabe tranken sie vier Schnäpchen und spielten »Better Drugs«. Dieser fünf Jahre alte Song hatte einen ganz anderen Hintergrund. Damals hatte der Frontsänger immer wieder Menschen erlebt, die total dicht waren und dann Mist gebaut haben. Die Idee war, einen Partysong zu schreiben, der die Menschen an die Folgen am nächsten Tag erinnern würde. Von Song zu Song spielte Johanna auf dem Keyboard oder begleitete auf der Gitarre. Nicht nur die Band, sondern auch die Fans waren mit dem Auftritt zufrieden. Eine Mischung aus Alternative, Indie und Rock wurde den Gästen geboten. Langweilig sind sie si-

cher nicht, aber vielleicht legen sie zu viel Energie in die Songs. Denn beim Interview zeigte Felix seine zitternde linke Hand mit blutendem Zeigefinger.

Wenn der Frontsänger sich an die Vergangenheit erinnert, so waren sie damals nur zu dritt. Ihr erstes Konzert gaben sie 2001. Felix, Radioredakteur, hatte den Industriearbeiter Jeremia über eine Bekannte kennengelernt. Der Radiologe Christian ist ein Schulfreund von ihm. 2008 waren ihre Songs so komplex geworden, dass sie die ganzen



Ideen nicht mehr zu dritt umsetzen konnten. Johanna, Veranstaltungskauffrau, ist die Schwester eines Freundes von ihnen. Zusammen beschlossen sie sich »Cocoon Fire« zu nennen. Die Energie im Feuer und der Kokon als Symbol des Wachstums imponierten ihnen sehr. 2009 gaben sie zu viert ein Konzert. Ihr erstes Album veröffentlichten sie im selben Jahr unter dem Titel »Quarter Life Crisis«. Bis jetzt sind sie schon an vielen Orten aufgetreten, unter anderem in Leipzig, Hamburg, Potsdam und Mitte November im Halbfinale des »Chesterfield f6 Music Award« in Dresden. Auf die Frage, was denn sein Lieblingssong von allen sei, die sie bis jetzt produziert haben, muss Felix sehr lange überlegen. Letztendlich meint er: »Work Work.«

Das neue Album präsentierten sie melodios, rockig, energiegeladen, mitreißend und voller Leidenschaft.

Text: Johanna Sommer

Nicht vergessen!

Alles, was im nächsten Monat wichtig ist und was sich sonst noch an unserer Pinnwand angesammelt hat

Neue Partyreihe im »2 Zimmer, Küche, Bar«

Seit einiger Zeit findet im »2ZKB« am Reileck eine neue Art Talentsuche statt. Jeden Monat können verschiedene Artists aus dem Bereich HipHop/Funk ihr Talent unter Beweis stellen. Die Veranstaltung, welche bisher zweimal unter dem Namen »Block Rockin' Beatz« stattgefunden hat, bietet begabten Künstlern aus der Region die Möglichkeit, ihr Können oder ihre Musik zu veröffentlichen.

Der nächste Termin ist am 15.12.2012. Für dieses Mal sind jedoch schon alle Teilnehmerplätze ausgebucht. Wer aber auf künftigen Partys sein Talent mit einbringen möchte, ist herzlich willkommen und kann sich für das nächste Event um einen Platz im Lineup bewerben.

Bei der nächsten Session stehen unter anderem »DJ Q-Millah« (Phaderheadz/Berlin), »Die Klinge« (Berlin/Halle), die »Psychotherapeuten« aus Halle, und die Rapkombo »Habicht und Stuka« auf der Bühne.

In Zukunft soll dieses Konzept noch weiter ausgebaut werden. Vor dem musikalischen Höhepunkt im »2ZKB« soll demnächst zudem eine Ausstellung stattfinden. Gesucht werden also neben Livebands, DJs und MCs noch talentierte Fotografen, Breaker, Maler und andere Künstler. Wer sich angesprochen fühlt, kann einfach eine Mail an den Veranstalter schicken: toughstuff@hotmail.de

Beiträge der Studierendenschaft steigen

Zum Sommersemester 2013 plant der Studierendenrat der Martin-Luther-Universität die Studierendenschaftsbeiträge von 6,10 auf 7,50 EUR je Mitglied anzuheben. Neben allgemeinen Kostensteigerungen für Stura und Fachschaftsrate sollen mit 0,75 EUR Aufwandsentschädigungen für Sprecher und Referenten bezahlt werden. Referentinnen und Referenten befassen sich im Auftrag des Stura mit bestimmten Themenbereichen wie Hochschul- und Bildungspolitik, Soziales, Internationale Studierende, Gesundheit und Hochschulport.

Die letzte Beitragserhöhung liegt schon eine Weile zurück: 2005 hatte der Stura 0,50 EUR extra für die neugegründete *hastuzeit* reserviert. Unser Beitragsanteil bleibt bei der kommenden Änderung unverändert. Ob die geänderte Finanzordnung der Studierendenschaft rechtzeitig zum 1. Dezember in Kraft tritt, stand bei Redaktionsschluss noch nicht fest.

Fairspektive

Mit einer **Unterschriftensammlung** fordert die Gewerkschaft ver.di bessere Arbeitsbedingungen für Wissenschaftler/innen an der MLU. Vor allem die bislang sehr kurzen Vertragslaufzeiten sind ver.di ein Dorn im Auge. Nach den Vorstellungen ihres Projekts »Fairspektive« sollen zum Beispiel Promovierende einen Dreijahresvertrag mit Verlängerungsoption erhalten. Alle Beschäftigten, auch studentische Hilfskräfte, sollen nach Tarifverträgen bezahlt werden.

unterschriften.fairspektive.de

- Du bist Student und möchtest, dass Dein Projekt die nötige Aufmerksamkeit bekommt? Dann sende eine Mail an redaktion@hastuzeit.de und erkläre uns kurz und knapp Dein Projekt.



Photo: Christian Schoen